

Eugen Egner
DIE WAHREN ZUSAMMENHÄNGE

Unsere Bücher erhalten Sie
im gutsortierten Buchhandel
oder direkt beim Verlag
www.edition-phantasia.de

Eugen Egner
Die wahren Zusammenhänge
Phantastische Erzählungen

k u k

1. Auflage – September 2017

Für die Arbeit an diesem Buch erhielt der Autor freundliche Unterstützung durch das Land Nordrhein-Westfalen.

100 arabisch und 30 römisch nummerierte Exemplare dieses Buches erscheinen als Vorzugsausgabe im Schubert, mit einer handsignierten und nummerierten Grafik des Autors. Die römisch nummerierten Exemplare gelangen nicht in den Handel.

Copyright © 2017 by Eugen Egner
Published by arrangement with the author

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt. Über alle deutschen Rechte verfügt der Joachim Körber Verlag, Bellheim. Nachdruck, sowie jede Verwertung außerhalb der Freigrenzen des Urheberrechts sind ohne vorheriges schriftliches Einverständnis des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Copyright © dieser Ausgabe 2017 bei Joachim Körber Verlag, Bellheim

»kuk« ist ein Imprint des Joachim Körber Verlags

Umschlagbild: Manuela Egner, unter Verwendung zweier Original-Mottengläser von Eugen Egner

Lektorat: Heiko Arntz

Satz, Layout: Joachim Körber

Gesamtherstellung: CPI Books GmbH, Leck

ISBN: 978-3-937897-58-5

www.edition-phantasia.de

Inhalt

Eine außerordentlich enge Verbindung	7
Fortschritte	27
Anonymes Manuskript	33
Vielleicht leben deine Eltern in einem anderen Stadtteil weiter	41
Ein kleines Blatt für den Rechtsanwalt	51
Die Erfindung der Katze	59
Ungewißheit am Morgen	69
Neue Wege der Tonerzeugung	73
Das Problem	77
Mein neues weißes Leben	99
Die schwarze Armee	103
Die wahren Zusammenhänge	107
Das irre Lachen in den Häuschen	125
Das Gras der Angst	129
Hilfe kommt	135
Mein Forschungsstipendium	139
Der Milchstein-Nachlaß	143
Etwas halbwegs Berichtenswertes	147
Katharina	153
Das Zeichen des Schlafs	167
Dilemma	171
Wichtige Erkenntnis	189
Der Altar meines Lebens	195
Ein schwerer Fall von Reisen	199
Am Außenposten	203

Eine außergewöhnlich enge Verbindung

Hatte sie die Katze nun überfahren oder nicht? Inzwischen hatte Vera Dietrich gut einen Kilometer zurückgelegt, seit das Tier am Ortseingang plötzlich über die Straße gerannt und unter ihrem Auto verschwunden war. Sie hatte noch die Geräusche im Ohr, den Schlag an den Fahrzeugboden und einen lauten Schrei. Sofort hatte sie angehalten, um auszusteigen und nach der Katze zu sehen. Doch seltsamerweise war nirgendwo eine Spur von ihr zu entdecken gewesen, weder auf der Straße noch am Wagen oder darunter. Schließlich hatte Vera die erfolglose Suche abgebrochen und war weitergefahren.

Die Beerdigung ihrer Jugendfreundin sollte um 14:30 Uhr stattfinden, Vera hätte es wegen der vielen Baustellen auf der Autobahn ohnehin nicht pünktlich geschafft, und der unbegreifliche Katzenzwischenfall hatte sie weitere zehn Minuten gekostet. Als sie endlich bei dem Friedhof in der ihr völlig fremden Stadt ankam, war es fast drei Uhr. Sie parkte den Wagen, frischte eilig ihr Make-up auf, nahm ihre Tasche vom Beifahrersitz und stieg aus. Dann lief sie zur Friedhofskapelle. Die Andacht war offensichtlich schon vorüber, die nicht sehr zahlreiche Trauergemeinde zog soeben unter dem Wimmern des Totenglöckchens zur Grabstelle. So diskret wie möglich schloß sich Vera den anderen an, von denen sie niemanden kannte. Seit Elisabeth vor zwölf Jahren an diesen Ort gezogen war, hatte sie sie nicht ein einziges Mal besucht. Sie hätte

kaum sagen können, wann sie einander zuletzt persönlich begegnet waren – vielleicht vor vier Jahren? Oder vor fünf? In letzter Zeit war auch die schriftliche und fernmündliche Verbindung zwischen ihnen deutlicher schwächer geworden, offenbar hatte man einander nicht mehr so viel zu sagen wie früher. Zudem waren Vera seit ein, zwei Jahren gewisse Veränderungen an ihrer alten Freundin aufgefallen, Elisabeths Art zu sprechen und zu schreiben, sogar ihre Stimme und ihre Handschrift wirkten zunehmend nervöser und unbeherrschter, zuletzt immer dunkler, bedrückter und bedrückender. Dadurch war irgendwann eine Fremdheit zwischen den beiden Frauen entstanden, groß genug, um Vera daran zu hindern, dieses Thema offen anzusprechen. Im Nachhinein bereitete es ihr ein schlechtes Gewissen, daß sie sich hatte hindern lassen, denn inzwischen konnten Elisabeths Wesensveränderungen ja nur als Auswirkungen eines schweren, möglicherweise gesundheitlichen Problems interpretiert werden, denen die Ärmste nun tatsächlich erlegen war. Über die genaue Todesursache war Vera nichts bekannt, der Trauerbrief enthielt keinen Hinweis darauf. Falls der Pfarrer etwas Entsprechendes in seiner Leichenrede erwähnt hatte, hatte Vera es versäumt.

Mit Anfang Vierzig hatte sie noch nicht das Alter erreicht, in dem man üblicherweise ständig zu Beerdigungen gerufen wird, es war der erste Todesfall in Veras Freundes- und Bekanntenkreis. Ingeheim empfand sie es als Erleichterung, daß zwischen Elisabeth und ihr eine solche Entfremdung eingetreten war, denn auf diese Weise wurde ihr Gefühl von Verlust erheblich relativiert. Schmerz und Trauer empfand

sie daher nicht. Was sie hauptsächlich bewog, hier zu sein, war eben ihr schlechtes Gewissen, ein gewisses Pflichtbewußtsein. Sie folgte gemeinsam mit einigen fremden Menschen dem Sarg, der angeblich ihre alte Freundin enthielt, weil sie fand, es dieser schuldig zu sein. Im Gehen überlegte sie, wer ihr wohl den Trauerbrief geschickt haben mochte. Jemand unter diesen Fremden mußte von ihrer Jugendfreundschaft wissen. Zwischendurch kehrten Veras Gedanken zu der Frage zurück, was vorhin wohl mit der Katze gewesen war. Diese Ungewißheit störte sie noch immer.

Man hielt bei dem frisch ausgehobenen Grab an. Die sechs Träger brachten den Sarg in Position, der Pfarrer begann, salbungsvoll zu reden, ohne aber irgendetwas Persönliches über Elisabeth äußern. Dann wurde der Sarg in das Erdloch hinabgelassen. Wie es der Brauch wollte, warfen die Anwesenden ihm Blumen und eine kleine Schaufel voll Erde hinterher. Jetzt erst wurde Vera bewußt, daß sie vergessen hatte, eine Blume zu besorgen. Sie trat als letzte an das offene Grab, nahm etwas von der für diesen Zweck bereitstehenden lockeren Erde auf die Schaufel und ließ es auf die Holzkiste in der Tiefe, auf Elisabeth, rieseln. Dabei wurde ihr doch etwas mulmig zumute, weshalb sie die Sache rasch hinter sich brachte und zu ihrem vorigen Platz zurückging. Wenig später war das Beisetzungsritual beendet, Vera wollte so bald wie möglich nach Hause. Sie war schon im Begriff, sich so diskret zurückzuziehen, wie sie gekommen war, da näherte sich ihr eine ältere Frau, grüßte höflich und fragte: »Entschuldigen Sie bitte, sind Sie Frau Dietrich?« Überrascht bejahte Vera.

»Wie schön«, sagte die Frau, die sich als Tante von Elisabeth vorstellte und Vollmer hieß. »Ich bin sehr erfreut, Sie persönlich kennenzulernen«, fuhr sie fort und lud Vera ein, zu einer Gaststätte in der Nähe mitzukommen, wo man bei Kaffee und Kuchen noch etwas beisammensitzen wollte. Vera hatte das Gefühl, eine so freundliche Einladung schlecht ablehnen zu können. Warum sollte sie vor der langen Heimreise nicht etwas Kuchen essen? Vielleicht konnte sie auch Näheres über das Schicksal ihrer alten Freundin erfahren.

Das Lokal war schlicht, aber akzeptabel. Frau Vollmer machte Vera mit einigen der Trauergäste bekannt. Auch der Pfarrer, der mitgekommen war, drückte ihr die Hand und äußerte seine Freude über die Anwesenheit einer alten Freundin der Verstorbenen. Anschließend saß Vera Streuselkuchen essend und Kaffee trinkend neben Elisabeths Tante, die sie nach einer ihr angemessen scheinenden Weile fragte: »Woran ist sie denn eigentlich gestorben? War sie krank? Sie hat nie etwas erwähnt ...«

Zutiefst betrübt antwortete Frau Vollmer: »Es war ein Unfall.«

»Ein Unfall?«

»Ja.«

Vera wartete auf Details, doch es folgten keine. Daraus schloß sie, daß ihr nicht mehr Informationen zugebracht waren und jedes Nachfragen unerwünscht sein mußte, also schwieg sie. Endlich sprach Elisabeths Tante weiter: »Meine Nichte hat Sie über alle Maßen geschätzt, Frau Dietrich. Offenbar hat zwischen Ihnen beiden eine außergewöhnlich enge Verbindung bestanden.«

Vera unterdrückte aus Höflichkeit ihr Bedürfnis, Frau Vollmers Ausführungen im Sinne der Tatsachen zu korrigieren, und hörte weiter zu.

»Das Nachlaßgericht wird Sie noch offiziell darüber informieren, doch da ich das Testament gelesen habe, kann ich Ihnen heute schon verraten, daß Elisabeth Sie zur Alleinerbin bestimmt hat.«

Vera stellte die Kaffeetasse, aus der sie soeben trinken wollte, schnell ab, um nichts zu verschütten. »Mich?« fragte sie entgeistert. Was mochte Elisabeth zu einer solchen Verfügung bewogen haben?

»Wen denn sonst?« erwiderte Frau Vollmer. »Das ist doch nur natürlich angesichts Ihrer Freundschaft. Und wo Sie es nun einmal wissen, sollen Sie auch nicht so lange warten müssen, bis alle Formalitäten erledigt sind.«

Sie kramte in ihrer Handtasche und zog einen mit Adreßanhänger versehenen Schlüsselbund heraus, den sie neben Veras Kuchenteller legte.

»Sie können heute schon in die Wohnung und sich umsehen. Bestimmt hilft Ihnen das bei der Entscheidung, wie Sie mit dem Erbe umgehen wollen.«

Es war der noch inoffiziellen Alleinerbin anzusehen, daß sie nicht wußte, wie ihr geschah.

»Ach so«, sagte Frau Vollmer und griff noch einmal in ihre Tasche, »das hätte ich fast vergessen. Sie kennen sich doch hier im Ort nicht aus, darum habe ich Ihnen einen Stadtplan besorgt.«

Nun lag auch ein Faltpapier vor Vera, der nichts anderes einfiel, als ein so rat- wie kraftloses »Danke« von sich zu geben. Sie fühlte sich unwohl in der Gesellschaft dieser wunderlichen alten Dame, die sie mit

solchen Überraschungen konfrontierte, spielte jedoch zum Schein mit. Einzig auf einen geordneten Rückzug bedacht, nahm sie Schlüsselbund und Stadtplan an sich und leitete dann sofort ihren Aufbruch ein. Sie wollte endlich nach Hause, es war ein Fehler gewesen, zu dieser Beerdigung zu fahren. Ihr Abschied wirkte vielleicht etwas hastig, doch niemand hielt sie auf. Wenig später trat Vera aufatmend ins Freie hinaus. Geradezu fluchtartig machte sie sich auf den kurzen Weg zum Friedhofsparkplatz. Selbstverständlich dachte sie überhaupt nicht daran, jetzt Elisabeths verlassene Wohnung zu besichtigen. Falls man ihr das Erbe tatsächlich offiziell antragen sollte, würde sie es ausschlagen. An diesen ganzen Unsinn, der sie nur Zeit, Nerven und Geld für das teure Benzin gekostet hatte, wollte sie nicht mehr erinnert werden. Sie sah auf ihre Armbanduhr: Wenn sie gut durchkam, konnte sie zwischen sieben und halb acht daheim sein. Es tat ihr ausgesprochen gut, ihren Wagen zu erblicken, als sie sich dem Parkplatz näherte. Sie beschleunigte ihren Schritt und holte im Gehen den Schlüssel aus ihrer Handtasche. Als Vera im Wagen saß und gerade den Motor starten wollte, wurde an die Scheibe der Fahrertür geklopft. Ihr Kopf flog herum, sie starrte in das freundlich verzerrte Gesicht eines Mannes mittleren Alters. Der Pfarrer!

›Was zum Teufel will der?‹ dachte Vera und ließ die Scheibe herunter.

»Ja?«

»Bitte, entschuldigen Sie vielmals«, begann der Pfarrer auf seine salbungsvolle Art, »aber ich hätte da eine große Bitte. Das heißt, für mich ist sie groß, für Sie

dürfte es hingegen eine Kleinigkeit sein, sie zu erfüllen.«

»Worum geht es denn?«

Sie konnte sich beim besten Willen nicht vorstellen, was der Mann auf dem Herzen haben mochte. Ob es mit Elisabeth zu tun hatte?

»Man könnte es ein weltliches Gelüst nennen«, antwortete der Pfarrer, um eine spaßhafte Wirkung bemüht, »um ein ganz harmloses allerdings.«

»Bitte?«

»Das Objekt ist Ihr schöner neuer Kraftwagen.«

»Wie darf ich das verstehen?«

»Genau dieses Modell hat es mir angetan, und ich trage mich mit dem Gedanken, es mir auch zuzulegen. Können Sie es aus Erfahrung empfehlen?«

»Doch, doch, es ist ein guter Wagen, so weit ich das beurteilen kann. Komfortabel, zuverlässig, sparsam im Verbrauch, bis jetzt bin ich sehr zufrieden. Sie machen bestimmt nichts falsch, wenn Sie sich so einen kaufen.«

»Ach, das erleichtert mir die Entscheidung.«

»Freut mich, wenn ich Ihre Bitte so leicht erfüllen konnte.«

»Ich habe sie, mit Verlaub, noch gar nicht geäußert«, wandte der Pfarrer mit dem Ausdruck peinlichen Berührtseins ein. Vera wunderte sich. Was wollte dieser Mensch denn nur?

»Ich hoffe, Ihnen nicht zu nahe zu treten«, begann er zögernd, »aber es geht um folgendes: Ich wüßte zu gern, wie es sich anfühlt, hinter dem Steuer dieses Automobils zu sitzen. Alles theoretische Wissen nützt doch nichts, wenn der praktische Eindruck fehlt.«

»Möchten Sie gern probesitzen?«

»Falls es Ihnen nicht allzu viel ausmacht...«

Ein Pfarrer, der sich dermaßen für einen bestimmten Fahrzeugtyp interessierte, hatte doch etwas Diesseitig-Menschliches, mithin Sympathisches. Ihm diese kleine Gefälligkeit zu verwehren, wäre Vera unnötig herzlos erschienen, also beschloß sie, ihre Heimfahrt um einen Augenblick zu verschieben. Sie nahm ihre Handtasche, die sie noch immer auf dem Schoß gehalten hatte, öffnete mit der linken Hand die Fahrertür und stieg aus.

»Das ist ausgesprochen liebenswürdig von Ihnen«, sprach der Pfarrer süßlich, »der Herr segne Sie dafür!«

Schon saß er auf Veras Platz, hatte das Lenkrad in Händen und rief: »Herrlich!«

»Der Sitz ist für Sie wahrscheinlich nicht optimal eingestellt«, meinte Vera. Im nächsten Augenblick rührte der Motor auf, der Wagen machte einen Satz rückwärts, so daß Vera erschrocken zur Seite sprang. Die Tür wurde zugeschlagen, und das Fahrzeug entfernte sich mit großer Geschwindigkeit.

Sie hätte es zweifellos vorgezogen, wenn ihr dieses lästige Ereignis erspart geblieben wäre, doch sah Vera beileibe keinen Anlaß zu der Sorge, es könne sich um etwas anderes als eine unkonventionelle, aber harmlose Tat eines Enthusiasten handeln. Einem Gottesmann, dessen Autobeachtung dermaßen mit ihm durchging, mußte man mit Nachsicht begegnen. Jeden Augenblick würde er zurückkehren, sich verlegen entschuldigen und überschwenglich bedanken. Doch er kam nicht zurück. Vera wartete und wartete. Nach einer halben Stunde neigte sie zu der Auffassung, Op-

fer einer Straftat geworden zu sein, die zur Anzeige gebracht werden mußte. So unglaublich es auch war: Der Pfarrer hatte auf dreiste Weise ihren Wagen gestohlen. Als großes Glück konnte sie es betrachten, daß sie ihre Tasche nicht im Auto gelassen hatte.

Vera fragte Passanten nach dem Weg zur nächsten Polizeiwache. Mit Hilfe des von Frau Vollmer erhaltenen Stadtplans fand sie ohne Schwierigkeiten hin. Als sie den diensthabenden Beamten darüber in Kenntnis setzte, was ihr zugestoßen war, merkte er lediglich an: »Ach, ist schon wieder Vollmond?« Nach einem Blick auf seinen Tischkalender bestätigte er: »Tatsächlich, heute nacht ist Vollmond.«

»Ja, und?« fragte Vera ohne jedes Verständnis für solche astronomischen Betrachtungen. Sie konnte nicht einsehen, daß durch die Feststellung, es sei Vollmond, alles erledigt sein sollte. Der Polizist erklärte ihr: »Dann wird der Herr Pfarrer immer ein bißchen komisch, das kennen wir schon. Morgen um diese Zeit ist er bestimmt wieder ganz vernünftig.«

»Soll ich etwa so lange warten?«

»Selbstverständlich tun wir, was wir können«, be-
teuerte der Beamte. »Ich nehme sofort alle Daten auf, dann geht die Fahndung raus. Aber ich muß Sie darauf hinweisen, daß sowohl der Pfarrer als auch der gestohlene Wagen für vierundzwanzig Stunden wie vom Erdboden verschwunden sein können. Wir haben schon etliche solcher Fälle erlebt, glauben Sie mir.«

Vera erstattete Anzeige. Das war das einzige, was sie tun konnte. Für vierundzwanzig Stunden sollte sie in diesem Nest festsitzen! Ein Albtraum! Und sie war schon so gut wie auf dem Heimweg gewesen! Warum

hatte sie diesen Mistkerl nur in ihr Auto gelassen? Es fiel ihr schwer zu entscheiden, was verdammungswürdiger war, die plumpe Tour des Pfarrers oder ihre eigene Blödheit. Vor Wut kamen ihr die Tränen. Nun mußte sie sich wegen dieses groben Unfugs ein Hotelzimmer nehmen, daran führte kein Weg vorbei.

Beim Verlassen der Wache fiel ihr ein, daß sie die Schlüssel zu Elisabeths Wohnung hatte. Vielleicht konnte sie dort übernachten und Geld sparen? Laut Stadtplan war es zu Fuß nicht weit, und nach gut zehn Minuten stand sie wirklich vor dem alten, nicht sehr gepflegten Mehrfamilienhaus, in dem ihre alte Freundin gewohnt hatte und deren Name noch auf einem der Klingelschilder stand. Vera schloß die Haustür auf. Das Treppenhaus machte einen ungepflegten Eindruck, Wände und Decken waren lange nicht renoviert worden, die Holzstufen der Treppe stark abgenutzt. Sie knarrten und quietschten, als Vera zu Elisabeths Wohnung im zweiten Stockwerk hinaufstieg. Da stand sie dann, den Schlüssel in der Hand, vor der Tür und zögerte. Ihr war unwohl dabei, in die Privatsphäre einer abwesenden Person einzudringen, und der Umstand, daß diese Person tot war, machte die Angelegenheit für sie nicht leichter. Was mochte sie drinnen erwarten? Lieber wäre sie jetzt nicht allein gewesen. Ob es nicht besser war, auf der Stelle umzukehren und ein Hotel aufzusuchen? Aus diesen Gedanken wurde sie plötzlich von langanhaltenden, gellenden Schreien gerissen, die durch das geöffnete Treppenhausfenster hereinplatzten. Sie erschrak heftig, begriff jedoch schnell, daß nicht Menschen oder Dämonen die Urheber waren, sondern Katzen. An-

scheinend waren hinter dem Haus zwei rivalisierende Revierkater aufeinandergetroffen, und tatsächlich bestätigte ihr dies ein Blick aus dem Fenster. Unten im Garten sah sie die beiden Schreihälse, wie sie sich gegenseitig mit peitschenden Schweifen belauerten. Ihr kehliges Kreischen erinnerte Vera an den Laut, den sie gehört hatte, als allem Anschein nach jene später unauffindbare Katze unter ihren Wagen geraten war. Sie ging zur Wohnungstür zurück.

›Jetzt bin ich einmal hier, da sollte ich mir auch die Wohnung ansehen‹, entschied sie mutig, ›ich habe schließlich sehr viel Zeit.‹

Zwar war ihr nach wie vor nicht recht wohl dabei, doch gab sie sich einen Ruck, schloß auf und öffnete langsam die Tür. Vor ihr lag ein geräumiger, dämmriger Flur, die Luft war zwar etwas stickig, aber alles wirkte vollkommen normal, an der Garderobe hingen zwei Jacken und ein Schal. Erleichtert, kein Chaos oder Schlimmeres vorzufinden, traute Vera sich weiter in die Wohnung hinein. Trotzdem noch immer nicht gänzlich frei von der Angst, Elisabeths Gespenst oder sonst eine grausige Erscheinung anzutreffen, schaute sie vorsichtig in einen Raum nach dem anderen: Küche, Bad, Wohnraum, Schlafzimmer, Gästezimmer. Alle erwiesen sich als beruhigend spukfrei und aufgeräumt, waren aber für Veras Geschmack recht gewöhnlich eingerichtet. Es gab, wie sie fand, nichts Schönes in dieser Wohnung. Die Atmosphäre hatte dadurch etwas Deprimierendes. Übernachten kam hier nicht in Frage. Vera spürte eine starke Abneigung dagegen, diesen Haushalt, falls sie ihn wirklich erben sollte, nach Brauchbarem durchsuchen und

auflösen zu müssen. Sie ließ sich auf dem geblühten Wohnzimmersofa nieder und seufzte: »Ach, wär ich doch bloß zu Hause geblieben!«

Ein Teil des Wohnraums schien Elisabeth als Arbeitsbereich gedient zu haben, darauf deuteten ein Schreibtisch beim Fenster sowie ein Regal mit Aktenordnern hin. Vera fragte sich, was ihre Jugendfreundin, die von Beruf Bankangestellte gewesen war, dort getrieben hatte. Sie stand auf, um Schreibtisch und Ordner näher in Augenschein zu nehmen. Dabei erregte ein einzelnes Bild, das über dem Schreibtisch an der Wand hing, ihre Aufmerksamkeit. Es war eine gerahmte Photographie von zwei etwa zwanzigjährigen Frauen. In der einen erkannte die Betrachterin Elisabeth, in der anderen zu ihrer Überraschung sich selbst. Das Photo war ihr neu, sie hatte keine Ahnung, bei welcher Gelegenheit es entstanden sein mochte. Daß die Verstorbene nun gerade ein Erinnerungsbild von ihnen beiden stets vor Augen gehabt hatte, mutete eigenartig an. Vera dachte an Frau Vollmers Worte: »*Meine Nichte hat Sie über alle Maßen geschätzt, Frau Dietrich ...*«

Hatte Elisabeth wirklich so empfunden? Einmal mehr wunderte sich Vera, was in ihrer Jugendfreundin und deren Leben vorgegangen war.

Die Ordner in dem Regal trugen unverständliche Beschriftungen aus kurzen Buchstaben- und Zahlenkombinationen. Vera wollte einen herausziehen, da hörte sie ein Geräusch, ein Kratzen oder Schaben, das eindeutig aus der Wohnung kam und sie vor Schreck zusammenzucken ließ. Es mußte sich doch noch jemand in einem der anderen Räume aufhalten, die sie

nur sehr oberflächlich kontrolliert hatte. Jetzt war es wieder still. Mit zitternden Händen stellte sie den Ordner zurück. Vor Unbehagen fröstelnd, lief Vera zur offenen Tür des Wohnraums und lauschte. Nur ihr Herz schlug laut, sonst herrschte Totenstille. Aber sie war vollkommen sicher, etwas gehört zu haben, eine Täuschung war ausgeschlossen.

Sie beschloß, die Wohnung zu verlassen. »Hier ist es mir zu unheimlich«, sagte sie laut. Und da war es wieder! Vera spürte, wie sich ihre Haare sträubten. Das Geräusch, das schnell wieder verstummte, erinnerte sie an etwas. Es klang wie eine Katze, die in der Streu ihrer Toilette scharrte. Zu dieser Assoziation paßte, daß das Scharren aus dem Bad zu kommen schien. Wenn da wirklich eine Katze war, mußte man etwas unternehmen. Eigentlich hätte Frau Vollmer sich doch längst darum kümmern müssen! Ein Wunder, daß das verwaiste Tier nicht schon verhungert war, doch Katzen galten ja als ausgesprochen zäh. ›Moment«, dachte Vera, ›wenn hier eine vernachlässigte Katze wäre, müßte es in der Wohnung unerträglich stinken, aber mir ist vorhin auch im Bad nichts dergleichen aufgefallen. Vielleicht kommt jemand regelmäßig her und versorgt das Tier? Weil Elisabeth mich zur Alleinerbin bestimmt hat, will man mir möglicherweise ihren kompletten Nachlaß präsentieren. Mit ihrer Katze.«

Solche Spekulationen führten aber zu nichts, vielmehr mußte festgestellt werden, ob es überhaupt eine Katze in der Wohnung gab. Vera suchte noch einmal das Bad auf und sah genauer nach. Und tatsächlich – zwischen Wand und Waschmaschine befand sich ein tischhoher Bretterschlag. Der Schlag wies eine

kleine Gittertür auf. Es handelte sich offenbar um einen Käfig. Vera ging davor in die Hocke und versuchte, hineinzusehen. Im selben Moment fuhr von drinnen etwas Dunkles laut fauchend und kreischend auf sie los, prallte gegen die Gitterstäbe und zog sich blitzschnell wieder in die Tiefe zurück. Vor Schreck sprang Vera auf und rannte aus dem Bad. Sie hatte genug von ihrem potentiellen Erbe gesehen. Schnell verließ sie die Wohnung, schloß ab und lief die Treppe hinunter. Nun mußte sie ein Hotel finden, in dem sie die Nacht verbringen konnte. Sie hoffte, daß man ihr dort auch mit Zahnbürste und Zahncreme aushelfen konnte. Die Haustür fiel hinter ihr zu, Vera war froh, wieder an der frischen Luft zu sein. Wie schön wäre es jetzt gewesen, ins Auto zu steigen und heimzufahren ... Sie fluchte leise vor sich hin und zog den Stadtplan aus der Tasche.

Da sprach sie jemand an: »Frau Dietrich?«

Vor ihr stand ein unbekannter Mann, etwa in ihrem Alter, groß, schlank. Vera war so überrascht, daß sie unwillkürlich mit »Ja« antwortete. Daraufhin zeigte ihr der Fremde eine Dienstmarke und stellte sich vor: »Kriminalkommissar Straub.«

Veras Wunschdenken ließ für die Anwesenheit eines Kriminalpolizisten nur eine Erklärung zu, weshalb sie erwartungsvoll fragte: »Haben Sie meinen Wagen gefunden?«

»Leider nicht«, erwiderte der Kommissar, »aber mit Ihrem Fahrzeug hat es in gewisser Weise zu tun.«

»In gewisser Weise?« Vera konnte ihre Enttäuschung nicht verbergen. Straub fuhr fort: »Man hat mich darüber informiert, welches Modell Sie als gestohlen gemeldet haben.«

Er wiederholte die von Vera beim Erstaten der Anzeige gemachten Angaben zu Herstellermarke, Typenbezeichnung, Farbe, und fragte: »Ist das richtig?«

»Ja.«

»Dann würde ich Ihnen in diesem Zusammenhang gern etwas zeigen. Wenn Sie wollen, können wir gleich hinfahren, es ist nicht weit von hier. Mein Wagen steht da vorn.«

Obwohl sie fand, daß er sich ruhig etwas klarer ausdrücken könnte, war Vera neugierig genug, Straubs Angebot anzunehmen. Alles, was mit ihrem gestohlenen Fahrzeug zu tun hatte, war augenblicklich für sie von größtem Interesse. Während der paar Schritte zum Dienstwagen erkundigte sie sich: »Woher wußten Sie, daß Sie mich hier treffen würden?«

»Routine.«

Das war eigentlich keine zufriedenstellende Antwort, trotzdem nahm sie auf dem Beifahrersitz Platz und ließ sich chauffieren.

»Wohin fahren wir?«

»Zu der Wohnung, die Ihre Freundin vor ein paar Jahren angemietet hat.«

»Sie hat eine zweite Wohnung gehabt?«

»Nur gemietet, gewohnt hat sie da nachweislich nicht.«

»Seltsam.«

»Noch seltsamer ist, daß sie dort tot aufgefunden wurde.«

»Was? Davon wußte ich ja gar nichts. Mir hat man nur gesagt, sie sei bei einem Unfall ums Leben gekommen.«

»Dafür spricht auch alles.«

»Wie ist es denn geschehen?«

»Niemand weiß das.«

»Nun bin ich aber wirklich gespannt.«

»Wir sind gleich da.«

Nach hundert Metern parkte Straub vor einem modernen, schmucklosen Mehrfamilienhaus.

»Hier ist es.«

Sie stiegen aus. Vera folgte schweigend dem Kommissar, der die Eingangstür aufschloß. In der Tat stand Elisabeths Name auf einem der Klingelschilder. Und trotzdem hatte sie nicht hier gewohnt? Inzwischen hatte Vera keinen Zweifel mehr daran, daß ihre verstorbene Freundin psychisch krank gewesen war. Die »außergewöhnlich enge Verbindung« zwischen ihnen beiden, von der Frau Vollmer gesprochen hatte, war ebenfalls eine Wahnvorstellung der armen Elisabeth gewesen. Daher auch das Photo über ihrem Schreibtisch ...

Wieder ging es treppauf, diesmal zur dritten Etage. Hier gab es beim Aufschließen ein Problem, der Schlüssel schien zunächst nicht zu passen. »Es geht jedesmal schwerer«, knurrte der Kriminalist, »verdammtes Gelumpe!« Endlich gelang es. Mit einem schnappenden Geräusch gab das Schloß nach, die Tür war offen.

»Die Wohnung ist ja leer«, stellte Vera in der Diele fest, von wo aus auch freie Sicht in zwei Räume bestand.

»Nicht ganz«, erwiderte Straub. Er näherte sich einer geschlossenen Zimmertür, gefolgt von Vera, die hoffte, daß nichts Unangenehmes oder gar Abstoßendes sie in dem Raum erwartete.

»Hat man sie darin gefunden?« fragte sie ängstlich.

»Ja.«

Der Kommissar öffnete die Tür. Vera schrie auf. Es war das Wort »Nein«, das sie reflexartig ausstieß, weil ihr Verstand ablehnte, was sie sah. In dem großen, ansonsten leeren Zimmer stand ihr Wagen. Gern hätte sie sich hingesetzt, doch war keine Sitzgelegenheit vorhanden. Mit ruhiger Stimme erklärte ihr Straub: »Es ist nicht Ihr Wagen, Frau Dietrich. Er steht schon eine ganze Weile hier, übrigens ohne Kennzeichen, wie Sie sehen können.«

»Ich ... verstehe überhaupt nichts ...«

»Kein Mensch versteht hier irgend etwas.«

Wenn es auch nicht Veras gestohlenen Fahrzeug war, wie um alles in der Welt kam es in dieses Zimmer? War es hier zusammengebaut worden?

Kommissar Straub sprach weiter: »Das einzige, was wir mit Bestimmtheit wissen, ist, daß Ihre Freundin durch dieses Fahrzeug zu Tode gekommen ist. Die Spuren an ihrem Körper wie am Wagen belegen eindeutig, daß eine Kollision bei hoher Geschwindigkeit stattgefunden hat.«

»In diesem Zimmer?«

»Ja, völlig ausgeschlossen, ich weiß«, gab Straub zu, »trotzdem war es so.«

Tatsächlich wiesen die Motorhaube und ein Kotflügel leichte Beulen und Lackschäden auf. Blut war zum Glück nirgendwo zu sehen, man hatte den Unglücksort bereits gereinigt. Vera konnte es nicht fassen: »Warum ausgerechnet der gleiche Wagen wie meiner?«

»Keine Ahnung«, erwiderte der Kommissar, »vielleicht werden wir es nie herausfinden. Sie können sich

sicher denken, daß die Kriminalpolizei nicht gern mit solchen Fällen zu tun hat. Der Grund, weshalb ich Ihnen das überhaupt zeige, ist folgender: Mich interessiert, ob es sich bloß um das gleiche Modell handelt, oder ob es eine genaue Kopie Ihres Wagens ist. Kennzeichen gibt es ja keine, aber sehen Sie sonstige Übereinstimmungen, was individuelle Details betrifft? Zum Beispiel den Kilometerstand, bestimmte Kratzer oder liegen im Innern Gegenstände, das heißt, Kopien von Gegenständen, die Ihnen gehören?«

Obwohl Vera sich so etwas nicht vorstellen konnte, aber einsah, daß ein Kriminalist an diese Möglichkeit denken mußte, umrundete sie das deplazierte Objekt, überprüfte die Oberfläche und schaute ins Innere. Schließlich schüttelte sie jedoch den Kopf und sagte: »Bedaure.«

»Also wäre das wenigstens geklärt«, meinte Straub, »dann können wir ja wieder gehen. Wissen Sie schon, wo Sie übernachten wollen?«

Bei der lästigen Vorstellung, sich jetzt um ein Hotel bemühen zu müssen, kam Vera ein Gedanke: »Wäre es möglich, über Nacht hierzubleiben?«

»Wo wollen Sie denn schlafen? In dem Auto vielleicht?«

»Ja, das würde mir in meiner Lage viel bedeuten.«

»Nun ja, ein Bad ist auch da. Sie würden das Geld fürs Hotel sparen. Meinetwegen. Ich gebe Ihnen die Wohnungsschlüssel. Morgen sehen wir uns wieder. Bestimmt meldet sich der Pfarrer im Laufe des Vormittags mit Ihrem Wagen zurück.«

»Vielen Dank!«

»Dann wünsche ich Ihnen eine gute Nacht.«

Kommissar Straub verließ die Wohnung. Vera war mit dem vertrauten Fahrzeug allein. Draußen vor dem Fenster saß eine Katze und starrte herein. Laut auflachend, setzte Vera sich ans Steuer des Wagens, startete den Motor und fuhr nach Hause.